

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 55 (1975-1976)
Heft: 8

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GEGEN DIE «SCHWEIZ DES BEHINDERTEN FORTSCHRITTS»

Bemerkungen zu einer politologischen Systemkritik

Der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung hat mit einem dreijährigen Stipendium das Unterfangen eines jungen Politologen finanziert, das hiesige Regierungssystem radikal in Frage zu stellen. Quintessenz der beachtenswerten Bemühungen über 250 Seiten: Die Eidgenossenschaft sollte die direkt-demokratischen Institutionen abbauen, auf die spezifisch helvetische Einrichtung der Mehrparteien-Kollegialregierung verzichten und eine *parlamentarisch-repräsentative (indirekte) Demokratie mit nurmehr zwei Parteien nach dem Muster Grossbritanniens werden*¹.

Der Vorschlag ist nicht originell und will es auch nicht sein. Im Gegenteil sogar: Der Autor, der sein Buch an der Universität Freiburg als Habilitationsschrift vorgelegt hat, findet, die von der Schweiz in bezug auf deren Regierungssystem entwickelte Originalität sei überlebt. Eine Harmonisierung mit den in andern Ländern üblichen Modellen dränge sich schon deshalb auf, weil dem international forschenden Politologen die Arbeit erleichtert werden sollte: «Das bipolare Modell hat den wesentlichen Vorteil, dass es die Vergleichbarkeit des schweizerischen Systems mit andern Regierungssystemen erhöht; es wird für die Schweiz damit leichter, auch ausländische Erfahrungen im Regierungsbereich zu verwerten und davon zu profitieren.» Dem sei sogleich angefügt, dass Politologe *Raimund E. Germann* noch einige

andere Argumente für einen Systemwechsel anzuführen weiss. Sie lassen sich immer wieder auf den Leitgedanken reduzieren, der sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch zieht: dass hierzulande *zu viele Hindernisse in den politischen Willensbildungsprozess eingebaut* seien, dass die gegebenen Institutionen die konservativen Kräfte begünstigten und den Innovationsprozess behinderten. Von seiner Skizze einer neuen Ordnung, die weit über alles hinausgeht, was die Kommission Wahlen in dicken Wälzern an Reformvorschlägen für eine neue Bundesverfassung zusammengetragen hat, glaubt Germann, sie «könnte ein Totalrevisionsunternehmen im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert in ähnlicher Weise dynamisieren, wie es die Forderung «Ein Recht, eine Armee» vor hundert Jahren tat».

«Reformritual» um eine neue Bundesverfassung

Ein umfangreicher erster Teil des Buches ist den bisherigen Bestrebungen für eine Gesamterneuerung des schweizerischen Grundgesetzes gewidmet. Germann stellt dem Gang der Dinge ein vernichtendes Zeugnis aus. Die Kommission Wahlen habe der Diskussion «eine konservative, dem Status quo verpflichtete Ausrichtung» gegeben. Das Unternehmen habe seine Neuerungskraft eingebüsst, weil es sich dem landesüblichen Bargaining-Prozess aus-

geliefert habe. Auch sei die Diskussion elitär geblieben. Statt des bekannten Fragenkataloges hätte man zuerst provozierende Expertenmodelle in Auftrag geben sollen, an denen sich dann eine wirklich breitangelegte Debatte hätte entzünden können. Der *Verriss der Kommission Wahlen* gipfelt in dem nicht sonderlich wissenschaftlich anmutenden Satz: «Der ‹Vorort›, da wohl-organisiert, erhielt den neu gefestigten Status quo, und das an der ‹helvetischen Malaise› leidende Publikum, da unorganisiert, bekam sein Reformritual.» Herrschender «Vorort», unterdrücktes Publikum – unter solcherart unerfreulichen Umständen versteht man, dass Germann es hoch an der Zeit findet, «die derzeitige Macht- und Interessenkonstellation des Landes zu modifizieren».

«Überbremstes System» des
«Interessengruppen-Liberalismus»

Eine internationale Gallup-Umfrage bei einigen hundert führenden Persönlichkeiten in 40 Ländern ergab zwar im Jahre 1970, dass die *Schweiz als best-regiertes Land der Welt gilt*. Sich diesem Urteil anschließen, getraut sich allerdings kein Schweizer mehr öffentlich, seit ihm Sozialwissenschaftler einreden, wie rückständig wir in Wirklichkeit sind. Was der Eidgenossenschaft fehle, sei, so Germann, «Planungskapazität», seien «staatliche Steuerskapazitäten». Die Schweiz habe «das Misstrauen des 19. Jahrhunderts gegen den Staat ungebrochen ins ausgehende 20. Jahrhundert hinübergerettet und fast alle denkbaren Mechanismen zur Einengung staatlicher Macht kumuliert zum Einsatz gebracht». Im

Lichte der Weltgeschichte, vor allem auch der jüngeren, müsste dieser Satz eigentlich so etwas wie ein Kompliment an die politische Kultur eines Volkes sein. Für Germann ist es das mitnichten. Soweit er eine da und dort noch festzustellende alt-liberale Verketzerung des Staates aufs Korn nimmt, mag man ihm beipflichten. Er geht aber viel weiter und redet einem *Etatismus* das Wort, der bis zum überraschenden Befund reicht, Zentralismus sei selbst unter Aspekten des Föderalismus wünschenswert: «Für eine wirksame, nicht nur formal-rechtliche, sondern auch sozio-ökonomische Dezentralisierung ist eine starke Zentralgewalt notwendig», weil diese die vorhandenen Ressourcen gerechter zu verteilen imstande sei als ein Föderativstaat nach schweizerischem Muster. Das ist zweifellos ein interessanter Einwand. Ob er allerdings durch die Praxis europäischer Einheitsstaaten, etwa des als Beispiel angeführten britischen, gestützt wird, ist doch eher zweifelhaft.

Der Autor hat etwas gegen «status-quo-orientierte» Parteien und Interessengruppen, die mit *Referendumsdrohungen* schon im vorparlamentarischen Verfahren den Fortschritt verhindern. Wir hätten ein «überbremstes System» des «Interessengruppen-Liberalismus», das, kombiniert mit der als besonders fragwürdig empfundenen Allparteienregierung, geradezu auf «nondecision-making» angelegt sei – ein System «with checks and no balances».

Der angeblich verhinderte Fortschritt wird nicht näher spezifiziert, aber als konkrete Hinweise auf Gebiete, wo die Schweiz Handlungsunfähigkeit gezeigt habe, werden im Buch die *Konjunkturpolitik* und die *Raumplanung* genannt. Sind diese bei-

den Hinweise wirklich stichhaltig? Wohl finden sehr viele Schweizer mit Recht, man habe auf diesen Gebieten zuwenig oder zu spät gehandelt. Eine andere Frage ist es, ob wir in den beiden Punkten den internationalen Vergleich zu scheuen brauchen. Dass mit Dringlichkeitsrecht operiert werden musste, ist im Lichte der geltenden Ordnung sicher unschön, dürfte aber eigentlich nicht von einem Autor beanstandet werden, der seinerseits inskünftig für *alle* Gesetzgebung das Parlament abschliessend zuständig erklären möchte.

Institutionelle Vorkehren für mehr Innovation

Hier nun die wesentlichsten Vorschläge Germanns für ein Verfassungsmodell, das den Innovationsprozess im Lande beschleunigen, die im System enthaltenen unliebsamen Bremsen ausschalten könnte:

- Durch Wiedereinführung des *Majorzwahlverfahrens* mit Einerwahlkreisen soll ein *Zweiparteiensystem* forciert werden. Dadurch würden ein Regierungslager und eine «kohärente parlamentarische Opposition» entstehen. Für die Oppositionsrolle hat der Autor in einer ersten Phase die SPS ausersehen, der andere Pol sollte aus einem «Amalgam bürgerlicher Parteien» hervorgehen, wobei die CVP wegen deren «grösserer Dynamik» dem Freisinn «beim Ringen um Einfluss im bürgerlichen Lager überlegen sein könnte».

- Die *Mehrheitspartei im Nationalrat* stellt die *Regierung*. Ein auf vier Jahre gewählter Bundespräsident besitzt eine «Richtlinienkompetenz» und

das «exklusive Recht, Bundesräte dem Parlament zur Ernennung oder Abberufung vorzuschlagen».

- Der *Ständerat* wird entweder abgeschafft oder auf die Möglichkeit eines *aufschiebenden Vetos* zurückgebunden, mit dem eine zweite Lesung in der Volkskammer erzwungen werden kann.

- Das *fakultative Gesetzesreferendum* wird *abgeschafft*. Volksabstimmungen können jedoch von Fall zu Fall durch Mehrheitsbeschluss des Nationalrates angeordnet werden (Plebiszite).

- Das *zweistufige Entscheidungsverfahren* (Verfassungsgrundlage, Gesetz) *fällt weg* durch «Umkehrung der Kompetenzvermutung zugunsten des Bundes mit Enumeration der Kantonskompetenzen». Damit würden Partialrevisionen der Bundesverfassung weitgehend überflüssig, entsprechend auch das Institut der Verfassungsinitiative.

- Schliesslich soll zum *Berufsparlament* übergegangen werden, da der Nationalrat in der neuen Ordnung erhöhte Verantwortung und Arbeitslast erhielte. Weitere Begründung hiezu: «In einem Regierungssystem mit Chance für Machtwechsel müssen gutdotierte Positionen für jenes politische Personal zur Verfügung stehen, das gegebenenfalls aus den Regierungsämbtern verdrängt wird. Für die Regierungsmannschaft der verlierenden Partei bietet ein Berufsparlament die Möglichkeit, sich weiterhin hauptberuflich der Politik zu widmen.» Dieser einer gewissen Fürsorge entspringende Vorschlag einer Etablierten-Inzucht steht in auffallendem Gegensatz zu dem Vorwurf an die Kommission Wahlen, diese habe nur eine «elitäre Diskussion» mit «Juristendominanz» und «Rollenkumulation» zuwege gebracht, während das Publikum weiterleide. Es drängt sich hier

geradezu der Verdacht auf, Germann habe nichts gegen Mächtige im Staat, nur müssten es die *richtigen* Mächtigen sein.

*Parteipolitische Polarisierung
wirklich ein Fortschritt?*

Germanns Skizze mutet wie der Versuch an, über den Schatten der (direkten) Demokratie zu springen. Sie ist genährt durch die Hoffnung, wenn einmal Volk, Stände und Interessengruppen von der Mitsprache in Sachfragen ausgeschlossen seien – mit entsprechender Aufwertung der Parlamentswahlen – und wenn die politische Auseinandersetzung auf einen Dialog zwischen zwei Lagern von Berufspolitikern reduziert sei, lasse sich «besser» – und das heisst für den Autor innovationsfreundlicher – regieren. Die Argumentation scheint aber in sich zum Teil etwas widersprüchlich zu sein: Einerseits will Germann eine sichtbare Trennung von Regierung und Opposition, andererseits lobt er zu guter Letzt den «ausgesprochen moderierenden Effekt» des Zweiparteiensystems. Wo dieses vorherrsche, sei – wegen des beiderseitigen Zuges zur Mitte hin – eine «Annäherung der Programme der antagonisierenden Parteien oder Parteienblöcke deutlich feststellbar». Also wiederum unscharfe Konturen, wie sie der geltenden Ordnung zum Vorwurf gemacht werden?

Überraschend ist die «*Faszination des britischen Modells*», von welcher der Autor schreibt. Aufgeschlossene Briten aus allen Parteien sehen heute in der parteipolitischen Polarisierung, welche in vielen Bereichen, vor allem der Wirtschaftspolitik, zu einer verhängnisvollen Stop-and-go-Politik, zu

allzu häufigen Wechselbädern geführt hat, einen Hauptgrund der anhaltenden Krise ihres Landes. Nicht nur die Liberalen, die mit einer Anhängerschaft von rund 20% der Wähler im Unterhaus nur mit ein paar wenigen Sitzen vertreten sind, möchten heute eine Abkehr vom rigorosen Majorz. Man sucht nach Wegen, um eine *kontinuierlichere Politik der Mitte* zu instradieren, und viele erhoffen sich zu diesem Zweck ein eigentliches parteipolitisches Re-Alignment. Aus dieser Sicht werden die Schweizer um ihr kompromissförderndes Regierungssystem beneidet.

Germann selbst glaubt nicht, dass sein Verfassungsmodell in den nächsten Jahren in der Schweiz auf Sympathien stossen wird. Er sieht – wahrscheinlich zu Recht – voraus, dass der *Freisinn* (nach seiner Rangordnung die Partei mit der zweitgeringsten Innovationsneigung, nach der SVP/BGB) und erst recht die kleinen Parteien nicht entzückt sein werden von den Perspektiven, das gleiche Schicksal zu erleben wie liberale Gruppen in Zweiparteiensystemen. Unverkennbar ist dagegen, dass sich einzelne Reformpolitiker der CVP vorsichtig auf der Linie des Autors bewegen: Die Regierungsrichtlinien im Bund (ein Versuch, die Allparteienregierung programmatisch zu profilieren) entspringen ebenso christlichdemokratischen Vorstössen wie die Bestrebungen für ein Berufsparlament, für mehr Majorz im Wahlsystem, für die Schaffung eines Präsidialdepartementes in der Kollegialregierung (Antrag im aargauischen Verfassungsrat). Aber der Autor rechnet nicht damit, dass die CVP als Partei seine Vorstellungen übernehmen wird. Eher glaubt er anscheinend, dass die SPS, die unter der konkordanzbedingten Profilneurose der

Parteien am meisten zu leiden habe, gelegentlich den Wunsch nach einem Systemwechsel verspüren werde – was einstweilen doch sehr spekulativ ist.

Man hat mitunter den Eindruck, Innovation und Dynamik seien in der Unrast der Hochkonjunkturjahre zu politischen Tugenden an sich geworden. Innovation nicht nur als Korrektur von

Verkehrtem, sondern auch um ihrer selbst willen?

Samuel Siegrist

¹Raimund E. Germann, Politische Innovation und Verfassungsreform, Ein Beitrag zur schweizerischen Diskussion über die Totalrevision der Bundesverfassung, St. Galler Studien zur Politikwissenschaft, Verlag Paul Haupt, Bern und Stuttgart 1975.

DIE ZUKUNFT DES SOWJETKOMMUNISMUS

Zu einer Untersuchung von Wolfgang Leonhard

«Am Vorabend einer neuen Revolution?» – so betitelt Wolfgang Leonhard seine neueste Analyse der Zukunftsperspektiven der Sowjetunion und des von ihr geführten internationalen Kommunismus¹. Die Überschrift des Buches ist sensationeller als sein Inhalt. Leonhard selbst bemüht sich um eine *Relativierung* und um ein Ausräumen möglicher Missverständnisse, wenn er im Vorwort interpretierend erklärt, er halte nicht etwa eine bewaffnete Revolution für die alleinige Möglichkeit der zukünftigen Entwicklung in der Sowjetunion, freilich könne er eine solche Entwicklung auch nicht völlig ausschliessen: «Dies um so mehr», fährt er fort, «als eine Revolution nicht unbedingt gleichbedeutend sein muss mit Barrikadenkämpfen, Maschinengewehren, Strassenschlachten und Panzern. Eine Revolution kann in einem weiteren Sinne auch entscheidende und tiefgreifende Umwälzungen eines Systems bedeuten, die sich durchaus ohne Gewalt vollziehen können.»

Die wenigen Sätze enthalten *in nuce* Tendenz wie Gewichtung der Untersuchungen Leonhards. Der Autor ist ein

zu gewiegener Kenner der Materie, als dass er sich auf gewagte Spekulationen einliesse; andererseits ist das Spektrum der Zukunftsmöglichkeiten so vielfältig und sind die unkalkulierbaren Überraschungen so zahlreich, dass die Gefahr besteht, irgend etwas scheinbar Nebensächliches, das sich urplötzlich zu einem bedeutsamen Faktor entwickelt, könnte übersehen werden. Leonhard ist diesem Risiko geschickt aus dem Wege gegangen, indem er den Bogen so weit als möglich spannt und vor dem Leser eine schier unübersehbare Fülle von Tatsachen ausbreitet, Personalien, Trends und Strömungen aufzeichnet, das Ganze in knappe, prägnante Thesen gefasst, zu denen der Verfasser seine Reflektionen anstellt, ohne sich auf die eine oder andere Meinung festzulegen und dabei tunlichst alles vermeidend, was als reine Prophetie betrachtet werden könnte.

Das ist «Kremlologie» in hoher Perfektion. Vieles – vielleicht fast alles – wird irgendwo einmal gesagt und sei es nur in einem Nebensatz. Aber nirgends wird ein fester Pflock eingeschlagen, der als fixe Orientierungshilfe

dienen könnte; es gibt kaum eine Theorie oder Maxime, die nicht sofort wieder eingeschränkt und abgeschwächt würde. Die Akzente werden zwar gesetzt, aber keiner so kraftvoll, dass dem Autor nicht doch noch eine Hintertür offen bleibt.

Diese Feststellungen sollen nun beileibe keine Kritik an der *Methode* Leonhards sein. Möglicherweise ist sein Vorgehen das einzig adäquate für sein Thema. Es ist das unausgesprochene Eingeständnis eines hervorragenden Fachmannes, dass letztlich jeder Aussenstehende über die innerhalb der sowjetischen Führung wirksamen Kräfte im dunkeln tappt und bei seiner Analyse auf mehr oder minder aussagekräftige Indizien angewiesen bleibt, deren Bewertung und Einordnung oft schwer, wenn nicht fast unmöglich ist. Der Eiserne Vorhang, der die Interna des Kreml abschirmt, mag anders konstruiert sein als zu Stalins Zeiten, aber er ist noch immer dicht genug, um seine Funktion zu erfüllen.

So bleibt denn nur ein *Katalog der Fakten*, die Moskau der Aussenwelt mitzuteilen als nötig erachtet. Leonhard hat sie in seinem Buche in einer dem Raume angemessenen umfassenden Vollständigkeit zusammengestellt, ausgehend von der Geschichte Russlands seit der Oktoberrevolution, über die Widersprüche und Triebkräfte der innenpolitischen Veränderungen bis zu innen- wie aussenpolitischen Zukunftsperspektiven. Wer in gedrängter Form Auskunft über die Entwicklungstendenzen des Sowjetkommunismus von den Tagen Lenins bis heute sucht, wird hier auf seine Rechnung kommen. Ebenso präzise ist die Darstellung des Machtapparates, verteilt auf Staat, Partei, Staatssicherheitsdienst und Armee,

der dem Regime das Gepräge gibt. In diesem Bereich bietet sich Leonhards Buch als bequemes *Nachschlagewerk* an, das in übersichtlicher Art Ereignisse, Zahlen und Daten ordnet.

Die Entwicklungsperspektiven teilt der Autor in ein innenpolitisches und ein aussenpolitisches Kapitel. In ersterem steht begreiflicherweise die *Nachfolgefrage* im Vordergrund. Wer wird einmal das Erbe Breschnews antreten? Leonhards mit Vorsicht und diversen Absicherungen generell formulierte Prognose lautet: «Breschnews Nachfolger dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach ein Allround-Funktionär sein, der wahrscheinlich vorwiegend im Parteiapparat tätig war und mit Wirtschaftsfragen zu tun hatte sowie bereits vor seiner Machtübernahme ein gewisses Mitspracherecht in aussenpolitischen Dingen besass.» Ferner: unwahrscheinlich, dass es ein Repräsentant von Armee oder Staatssicherheitsdienst oder der Angehörige einer nichtslawischen Nationalität ist, auch kein Funktionär, der einmal einen Rückschlag oder eine Degradation in seiner Karriere erlitten hat. Und dann passieren die in Frage kommenden Personen Revue, vor allem die Mitglieder des *Politbüros*, an ihrer Spitze Kirilenko und Masurow, denen Leonhard die grössten Chancen einräumt, bis hinab zu Schelepin und Poljanski, deren Aussichten wegen ihrer früheren Degradierungen als gering bewertet werden, «weil ein Comeback in diesem Ausmass unter sowjetischen Bedingungen recht ungewöhnlich, aber natürlich auch nicht ganz unmöglich wäre» (Leonhards Buch ist vor dem Ausscheiden Schelepins aus dem Politbüro erschienen).

Im aussenpolitischen Bereich dominiert der *Konflikt zwischen Moskau und*

Peking naturgemäss die Zukunftsperspektiven. Leonhard skizziert drei Möglichkeiten: Zunächst die Überwindung der Konfrontation und die Wiederherstellung des früheren, der sowjetischen Linie verpflichteten Bündnisses, dann in zweiter Linie eine drastische Einschränkung der Auseinandersetzungen, die – bei Wahrung der Eigenständigkeit Chinas – zu einer Normalisierung der gegenseitigen Beziehungen führen würde. Drittens schliesslich die Fortsetzung des Konfliktes ohne einen militärischen Zusammenstoss – eine Entwicklungsmöglichkeit, welche der Verfasser für die wahrscheinlichste hält, freilich ohne Variante Zwei, für die viele Ost- und China-Experten plädieren, völlig auszuschliessen.

Kernpunkt von Leonhards Buch ist das Schlusskapitel, in welchem er *zwölf Theorien* über die künftige Entwicklung des Sowjetkommunismus formuliert; sie reichen von Rückentwicklung zum Stalinismus mit einer Alleindiktatur, über Militärregime, russischen Nationalstaat, begrenzte Modernisierung, Managerherrschaft, Demokratisierung, humanitären Sozialismus bis zu der von Solschenizyn propagierten ethisch-religiösen Wiedergeburt. Von allen diesen Möglichkeiten – auch allmähliche Degeneration und Niedergang des Bolschewismus durch ein langsames Ersticken in einem alles überwuchernden Bürokratismus werden in den Kreis der Erwägungen einbezogen – betrachtet Leonhard die *begrenzte Modernisierung* als die wahrscheinlichste, zumindest für die kommenden Jahrzehnte. «Diese Variante», schreibt er, «bietet die einzige Möglichkeit, die beiden entscheidenden Zielsetzungen der gegenwärtigen Führung – nämlich die Beibehaltung der Kontrolle und politischen Macht und

die weitere technologisch-ökonomische Entwicklung und Stärkung der Sowjetunion – zumindest noch für eine gewisse Zeit miteinander verbinden zu können. Gewiss würden damit ... keineswegs alle Probleme befriedigend gelöst, die vorhandenen Widersprüche würden nicht überwunden, sondern lediglich etwas gemildert werden. Trotzdem glaube ich, dass selbst eine so begrenzte und genau kontrollierte «Revolution von oben» nicht ohne Schwierigkeiten zu realisieren ist.»

Also doch Revolution? Leonhard gibt die Antwort darauf in der letzten seiner zwölf Thesen, in welcher er sich mit der Frage des *gewaltsamen Umsturzes* auseinandersetzt und nochmals eine Revolution im Sinne von Barrikadenkämpfen und Panzereinsätzen in Moskau und Leningrad als unwahrscheinlich qualifiziert. Aber, so meint er, «die Furcht vor einer Revolution könnte die sowjetische Politik im Sinne einer Demokratisierung von oben beeinflussen, um einem blutigen revolutionären Umsturz von unten zuvorzukommen». Kapitel und Buch schliessen mit dem für Inhalt wie Form des Werkes charakteristischen Satz: «So steht die Sowjetunion vor entscheidenden und tiefgreifenden Umwälzungen ihres Systems, die sich durchaus ohne Gewalt vollziehen können.»

Leonhards Untersuchung gibt eine Reihe wertvoller Analysen und Denkanstösse. Was das Buch nicht vermittelt, ist eine eindeutige Stellungnahme oder gar verbindliche Prognose. Solche kann man von einer ernsthaften Abhandlung über die Sowjetunion wohl auch nicht erwarten, solange die sowjetischen Machthaber sich und ihr Herrschaftssystem nach aussen weiterhin so sorgfältig abschirmen wie bisher. Unter

den gegebenen Umständen dürfte Leonhard, bei allen Verkläuterungen und einschränkenden Absicherungen, ein Maximum dessen herausgeholt haben, was bei den bestehenden Voraussetzungen möglich ist. Welche der zahlreichen angedeuteten Möglichkeiten einmal Realität wird, dürfte die Zukunft weisen – sofern die Kremlführung nicht

noch weitere, heute unabsehbare Überraschungen in Bereitschaft hält.

Alfred Cattani

¹Wolfgang Leonhard, Am Vorabend einer neuen Revolution? Die Zukunft des Sowjetkommunismus, C.-Bertelsmann-Verlag, München 1975.

«LEBEN IM ZITAT»

Zu Max Frisch, «Montauk»

«Es ist schwierig, ein Rezensent zu sein» –, der Satz ist von Max Frisch und neuerdings (als Zitat aus dem Tagebuch I) nachzulesen in dem Band «Stich-Worte», den Uwe Johnson zusammengestellt hat¹. Frisch meint nicht die fachlichen Schwierigkeiten, die zu jeder Arbeit gehören, sondern vor allem die menschlichen. Er meint, dass es schwierig sei, den rechten Ton zu treffen und nicht in einer Mischung aus Herablassung und Dreistheit zu sagen, was man von einem Buch denkt. Ich gestehe, dass mir diese an sich berechtigte Anmerkung banal vorkommt angesichts der menschlichen Problematik, der Max Frisch den Kritiker mit seinem neuen Buch aussetzt. Dass ihm einer mit Herablassung oder Besserwiserei kommen könnte, ist dabei übrigens weniger zu befürchten, als dass gelobt wird, was kritisch befragt werden müsste. Auch das ist eine Versuchung, eine weit grössere sogar, und manch einer erliegt ihr in diesen Tagen, wie erste Besprechungen bereits gezeigt haben. Ich spreche von der Erzählung «Montauk», der Frisch die Worte Montaignes voranstellt: «Dies ist ein aufrichtiges Buch, Leser².»

Die Erzählung «Montauk» müsste also gelesen werden als ein rückhaltloses Bekenntnis ihres Verfassers? Nicht Montaignes Vorwort allein kündigt einen Text an, in welchem der Autor sich selber darstellt, seine Lebensart und Gemütsverfassung, vor allem auch seine Fehler. Frisch will einmal nur für sich schreiben, pro memoria gleichsam wie jener französische Edelmann auf dem Weg zur Guillotine, von dem er erzählt, dass er um Papier und Feder gebeten habe, um sich etwas zu notieren, «ganz und gar für ihn selbst: pro memoria». Es freut Frisch, dass seine junge Begleiterin nichts von ihm gelesen hat, und also genießt er es, einmal «lauter Gegenteil zu reden»: dass ihn Politik überhaupt nicht kümmere, auch nicht die Verantwortung des Schriftstellers gegenüber der Gesellschaft, denn die Wahrheit sei, dass er schreibe, um sich auszudrücken. Das heisst, er leistet sich die Wohltat, seinem Image als weltberühmter «engagierter» Schriftsteller zu entfliehen. Er befindet sich zwar auf einer USA-Tournee auf Wunsch seines Verlags; aber «Montauk» ist die Erzählung eines Wochenendes ohne Propagandaverpflich-

tungen, eines Wochenendausflugs mit einer jungen Frau. In den Bericht über diese befristete Liebesbeziehung – der Rückflug ist für Dienstag gebucht, sie werden sich nicht kennenlernen, von Liebe wird nicht gesprochen – blenden sich Erinnerungen ein, Geständnisse, Einzelheiten über das Zusammenleben mit Frauen, die Max Frischs Gefährtinnen waren. Die Frage, ob es sich da nun nicht eher um eine Indiskretion als um ein literarisches Werk handle, allenfalls um die Literarisierung von Beziehungen und Verhältnissen, die ihrer Natur nach privat bleiben müssten, stellt jeden, der über seine Erfahrungen mit diesem Buch öffentlich Rechenschaft ablegen soll, vor die grössten Schwierigkeiten. Es besteht ja durchaus die Möglichkeit, dass einer «Montauk» als des alternden Schriftstellers Registerarie liest, mit stofflichem Interesse vor allem, was angesichts der Absicht, vollkommen offen und ehrlich zu sein, nicht einmal verfehlt wäre. Und die Sache wird dadurch nicht einfacher, dass wir es nicht mit einer Fortsetzung des Tagebuchs zu tun haben, sondern – wie das Titelblatt ankündigt – mit einer Erzählung. Es sind, sofern da nun Autobiographisches, besonders Liebesbeziehungen Betreffendes aufgezeichnet wird, nicht Bekenntnisse schlechthin, sondern Bekenntnisse unter Kunstzwang. Max Frisch hatte eine Erzählung aus belegbaren Fakten im Sinn, die er mehr als einmal auf Jahr, Monat und Tag genau zu datieren weiss. Er will autobiographisch schreiben, ohne in Erfindungen auszuweichen. Wer Frisch nicht persönlich kennt, auch nicht seine Frau und seine Freunde, hat es mit diesem Buch wahrscheinlich etwas leichter. Er braucht sich nicht krampfhaft einzureden, vor der Literatur als Kunst dürfe

es keine Privatsphäre geben. Immerhin stösst auch er auf Seite 105 auf den Ausspruch einer Hauptbeteiligten, den Frisch zitiert: «*Ich habe nicht mit dir gelebt als literarisches Material, ich verbiete es, dass du über mich schreibst.*»

Die Wahrheit ist, dass es hier nichts zu verbieten gibt. Was uns als ein Buch im Grenzbereich zwischen Tagebuch und Erzählung oder zwischen Leben und Literatur vorkommen mag, ist für Max Frisch die Realität, in der er lebt. Was antwortet der weltberühmte Schriftsteller einem amerikanischen Interviewer, man weiss allerdings nicht recht, ob im Ernst oder ironisch? «*Leben ist langweilig*», sagt er, «*ich mache Erfahrungen nur noch, wenn ich schreibe. Eigentlich kein Witz; er lacht trotzdem. Sie nicht.*»

Man könnte auch sagen, er mache Erfahrungen nur noch im Hinblick darauf, ob sie darstellenswert seien oder nicht, ob sie schon sprachlich formuliert seien oder nicht, ob sie – literarisch verarbeitet – neu oder alt und bekannt seien. «*Déjà vu*», eine der zahlreichen Überschriften über den manchmal aphoristisch-knappen Abschnitten der Erzählung, ist seine Grunderfahrung: wenn er mit Lynn zusammen ist, am 11. Mai 1974, wenn sie in Montauk, an der Nordspitze von Long Island, barfuss im Sand geht, dann sieht er dahinter eine Szene vom 22. September 1962 am Mittelmeer, Marianne mit offenem Haar. Oder er sieht, was bereits geschrieben und gedruckt ist, Formulierungen aus seinen Werken oder auch aus Werken, die er gut kennt. Er ist umstellt von Literatur, er ist eingespannt in das, was er den Kunstzwang nennt, er macht Erfahrungen, wenn er schreibt, und sie bestehen darin, dass er «Geschichten an-

probiert wie Kleider». Eine zentrale Stelle des Buches «Montauk», so scheint mir, steht nach diesem Zitat aus «Gantenbein» als Überschrift: *«Es erschreckt mich nur die Entdeckung: Ich habe mir mein Leben verschwiegen. Ich habe irgendeine Öffentlichkeit bedient mit Geschichten. Ich habe mich in diesen Geschichten entblösst, ich weiss, bis zur Unkenntlichkeit. Ich lebe nicht mit der eignen Geschichte, nur mit Teilen davon, die ich habe literarisieren können. Es fehlen ganze Bezirke: der Vater, der Bruder, die Schwester. Im vergangenen Jahr ist meine Schwester gestorben. Ich bin betroffen gewesen, wieviel ich von ihr weiss; nichts davon habe ich je geschrieben. Es stimmt nicht einmal, dass ich immer nur mich selbst beschrieben habe. Ich habe mich selbst nie beschrieben. Ich habe mich nur verraten.»* Doch auch hier wiederum, in diesem erklärtermassen autobiographischen Unternehmen, probiert er Geschichten an, die Geschichte mit Lynn (die beispielsweise mit einem Autounfall enden könnte), vor allem aber die Geschichten mit den Frauen, die er gekannt, geliebt, geheiratet hat. Nichts, was er darüber aufzeichnet, ist wirklich *«pro memoria»* geschrieben, alles ist im Sinne von *«Biographie: ein Spiel»* durchprobiert; er montiert, er hält nebeneinander, er vergleicht Situationen oder vertauscht sie. Er erfährt Leben ausschliesslich als literarisches Material. Man entdeckt wortwörtlich einen Satz, den ihm Ingeborg Bachmann in der Zeit ihres Zusammenlebens einmal geschrieben hat, und es ist zugleich das Zitat einer Äusserung Antoinettes gegenüber Kürmann. Anderes, was ihm nicht beschreibenswert vorkommt, wird verdrängt. Oder es wird so montiert und zugerichtet, dass es passt. Das Ver-

fahren hat seinen Preis, es bleiben Reste gelebten Lebens übrig, die nicht ausgesagt und verabschiedet sind. Der Erzähler von «Montauk», der zugleich der Dargestellte ist, weiss zwar genau, was er in New York, in Zürich oder in Berlin zu tun hätte (in Berzona ist es bereits getan): er müsste aufräumen, bereinigen, aufarbeiten, was bis jetzt noch darauf wartet. Er spricht von der *«Umweltverschmutzung durch Gefühle, die nicht mehr zu brauchen sind – etwas Verfaultes, weil ich es nie ausgesagt habe oder nie ehrlich genug, nicht mit Bewusstsein verabschiedet»*.

Seine Schwierigkeit – ich zögere zu sagen: seine Tragik – besteht darin, dass er die Aufgabe sieht und sie nicht zu erfüllen vermag, dass er einmal – ohne den Gedanken an Leser und an schriftstellerisches Image – im Schreiben zu sich selber kommen will und dann doch Geschichten anprobiert. Das wird an mancher Einzelheit sichtbar, auch – wie ich meine – der Kampf um Offenheit, die nicht schon wieder stilisiert ist. Ein Indiz dafür ist das Spiel mit den Pronomina. Von Lynn und ihrem Begleiter, dem berühmten Schriftsteller, den sie während seines USA-Aufenthalts (*«Undine und ein wenig Nurse»*) zu betreuen hat, wird in der dritten Person Einzahl gesprochen: *«sie»* und *«er»*. Aber *«er»* heisst Max, und dieser Max spricht von sich unvermittelt in der ersten Person: *«ich.»* Zunächst denkt man, *«ich»* stehe für das vorliterarische Leben, für Erfahrungen, die noch nicht ausgesagt sind und verabschiedet, *«er»* jedoch für die literarische Gestalt. Und ähnlich, so meint man, sei es mit den Frauen, die mit ihrem Namen und immer in der dritten Person genannt werden: aufgehoben in Literatur, während eine davon, Marianne, mit *«du»*

angesprochen wird in wiederholter Zwiesprache. Aber offensichtlich ist das Spiel mit den Pronomina kein strukturierendes Element. Allenfalls bezeichnen «er» und «ich» verschiedene Grade von Rollenhaftigkeit, ganz unsystematisch auf jeden Fall. Da also, wo man es zunächst vermuten würde, keine konsequente Technik; dagegen in der äusseren Gliederung des Stoffs. Die meist kurzen Abschnitte sind durch Zitate, zum Beispiel durch englische Gesprächsbrocken Lynns, durch Fragen und Feststellungen, die sie über ihren Begleiter und Liebhaber macht, dann durch Fragen, die schon aus dem Tagebuch II bekannt sind (zum Beispiel zur Ehe, zur Frage des Alterns), durch Zitate aus früheren Werken, zum Beispiel aus «Homo Faber», einmal auch durch Verse von Ingeborg Bachmann eingeleitet oder betitelt.

Das Verfahren, das Uwe Johnson in seinem Frisch-Mosaik «Stich-Worte» anwendet, erweist sich nicht als Notbehelf, sondern als Möglichkeit, die durch das neuste Prosawerk bestätigt wird. «Montauk» enthält nachzutragende Stellen über «Versuche mit Liebe», über «Beruf: Schriftsteller», über Reisen, Biographie, Sterben, meist aber Stellen, die Bezug nehmen auf Früheres und bereits Formuliertes. Ein aufrichtiges Buch? Ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln, nur muss ich zugleich an ein Wort Stillers denken: «*Vielleicht ist das Leben, das wirkliche, einfach stumm – und hinterlässt auch keine Bilder, Herr Doktor, überhaupt nichts Totes!*» Was in der Erzählung «Montauk» als Bekenntnis, Erinnerung, Erfahrung und Selbstprüfung angeboten wird, ist nicht das wirkliche Leben. Da erinnert sich Frisch – in einem der längsten Abschnitte des Buches – an seinen Jugend-

freund W., dem er viel zu danken hat. Der Bericht ist in der Ich-Form geschrieben, der Freund wird geschildert nicht nur als Sohn aus reichem Hause, sondern als ein Mann, der dem angehenden Schriftsteller in allem überlegen ist, ein philosophisches Temperament, sehr musikalisch («*was ich nicht bin*»), von ungewöhnlichem Urteil für bildende Kunst. Frisch dankt ihm materielle Hilfe beim Studium. Später trennen sich ihre Wege. W., sagt Frisch, habe keinen Zugang zur Literatur, wie er selber sie versteht. Er habe ein anderes Mass, dem seine Bücher nicht gewachsen sein konnten. «*Eigentlich habe ich mich an meinen Erzeugnissen immer nur freuen können, indem ich W. vergessen habe, sozusagen hinter seinem Rücken; unter seinem blauen Blick wurde es mir mit meinen Erzeugnissen niemals wohl.*» Das alles ist wirkungsvolle Vorbereitung einer Szene, auf die es Frisch ankommt in diesem Zusammenhang: die Schilderung der letzten Begegnung 1959. «*Die Frau, die ich damals liebte*», so fängt die Stelle an, habe Philosophie studiert und über Wittgenstein geschrieben, promoviert über Heidegger. Damit wird Ingeborg Bachmann eingeführt. Das Gespräch kommt auf Dichtung («*Da die Frau zwar nicht in dieser Stunde, aber durch ihre Bücher den Anspruch erhob, eine Dichterin zu sein*»), und Frisch lässt W. über Dichter reden. Es zeigt sich, dass sich sein Horizont gerade bis zu Hans Carossa erstreckt. Damit ist er erledigt, ein menschliches Verhältnis an der Literatur zerbrochen. Ein anderes Beispiel: Der Bericht über die Ehekrise – Marianne, der Freund Jörg, «er» (nicht «ich» diesmal) – ist verschränkt mit der Beschreibung des Pingpong-Spiels mit Lynn.

Der Bericht über das Wochenende mit Lynn ist eine zarte Liebesgeschichte, skizzenhaft hingetupft und kaum ausgeführt, ein Glück, von dem beide wissen, dass es nicht dauern wird. Verzicht des alternden Mannes, Bescheidung auf den Augenblick, dem keine Zukunft folgen wird –, das macht die herbe Schönheit dieser fast nur ange deuteten Geschichte aus. Die Sprache ist illusionslos, manchmal dürftig («*ihr ziemlich rotes Haar*»); Entwurf und Abbreuiatur als Formen des Altersstils. Montauk, der zauberhaft-fremdartige Name des Ortes, an dem die Stunden mit Lynn erlebt werden, stellt sich an die Seite von Santorin, von Santa Cruz, jenen seligen Inseln, zu denen Frischs Helden aufbrechen. Aber der Versuch und der Zwang, die zarte Romanze vor den Hintergrund zerbrochenen Glücks zu stellen, bekommen dem Buch nicht. Die erste Ehe, das Leben des Schrift-

stellers, sein Leben als Berühmtheit, die Jahre mit Ingeborg Bachmann, die zweite Ehe und all die andern Versuche mit Liebe, über die der Autor Rechenschaft ablegt, indem er sie literarisiert, haben Eigenleben, Eigengewicht. Sie widerstreben der Funktion, literarisches Material im Hinblick auf die Lynn-Erzählung zu sein. Max Frisch kennt seine Schwierigkeit, er bezeichnet sie selber genau: «*Leben im Zitat*.» Schwer verständlich, ja ärgerlich ist nur, dass er sich und dem Leser einreden möchte, mit der Erzählung «Montauk» mache er nicht Literatur, sondern schreibe «pro memoria».

Anton Krättli

¹ Max Frisch, Stich-Worte. Ausgesucht von Uwe Johnson, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1975. – ² Max Frisch, Montauk. Eine Erzählung, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1975.

IMMUNITÄT UND BETROFFENHEIT

Zum Roman «Der Immune» von Hugo Loetscher

«Ich bin ein Leben lang am Leben geblieben ... Ich frage mich manchmal: Wie haben das die andern gemacht?»

Das neue Buch von Hugo Loetscher, in beträchtlichem zeitlichem Abstand zu seinem letzten (dem Roman «Noah», 1967) erschienen, ist lange erwartet worden, lange angekündigt auch; er wurde vom Autor selbst zum voraus charakterisiert als ein Werk, das anders sein soll als seine früheren, mit dem er die in ihn gesetzten Erwartungen durchkreuzen will¹. Nun ist es also da und hat ein vom Autor gegebenes Verspre-

chen einzulösen. Und es besteht die Probe glänzend, erweist sich als ein ungewöhnliches Werk, eine der wichtigsten Neuerscheinungen dieses Winters – allerdings nicht ein Buch, von dem zu erwarten ist, dass es Schule machen, Nachfolger und Nachahmer haben wird: ein nicht so leicht zu wiederholendes, kaum nachzuahmendes Werk – sui generis.

Der Unterschied zu den früheren Romanen Loetschers ist schon im Äusserlichen leicht zu erkennen: der «Immune» kreist nicht, wie diese, um eine deutlich als fiktiv gezeichnete Haupt-

figur, er kennt keine in der Zeit sich entfaltende Handlung, und sein Stil ist nicht der einheitliche eines geschlossenen Romans. Sondern: im Zentrum steht eine Figur, bei der die autobiographischen Elemente kaum verhüllt sind; das Erfahrungsmaterial des Autors wird verarbeitet, und zwar so, dass manche Partien durchaus in den Bereich des Schlüsselromans gehören; die Teilstücke einer persönlichen Lebensgeschichte werden aneinandergesetzt zu einem kunstvoll komponierten literarischen Mosaik, und zwar mit bewußtem Wechsel der Stilform von einem Stück zum andern: als Gutenachtgeschichte, Abenteuerroman, Märchen, Collage, Kriminalroman, methodische Konstruktion, Reiseführer.

Wie bei einem Werk so bewusst heterogener Art kaum anders möglich, sind nicht alle Einzelteile gleich dicht: einzelne lesen sich als brillantes Feuilleton, manche sind ohne Zweifel etwas lang, vielleicht sogar überflüssig. Man hat gelegentlich den Eindruck, der Autor werde von seinem eigenen Können, der Lust der Formulierung fortgetragen zu immer neuer Variation seiner Themen, ohne dass diese Variationen immer gleich neue Differenzierungen enthielten. Das gilt, wie mir scheint, vor allem für jene Passagen, die man als Teile eines Schlüsselromans bezeichnen kann: wenn das Partypalaver (dessen Gegenstand immer gerade der sich entfernende Gast ist) als ein wechselnder Chorgesang dargestellt wird, oder bei der Familiengeschichte der Familie Säuerlein-de Costini mit ihren eigenartigen Praktiken im Waffenhandel.

Aber dieser Einwand ist in der Bewertung des Werkes doch nebensächlich: das Ganze des Buches hält sich durchaus auf dem Niveau seiner

stärksten Teile. Und was man als allzu große Ausführlichkeit bemängeln mag, beweist andererseits einen höchst erstaunlichen, meist sehr amüsanten Reichtum an Einfällen (gepaart mit scharfer Beobachtung), eine sehr präzise, sehr intellektuelle Phantasie: Erzählung und Analyse ergänzen sich auf völlig selbstverständliche Weise, ohne Widersprüche.

Das Buch scheint mir am stärksten in jenen Passagen, in denen die Hauptfigur, die den Spitznamen «der Immune» trägt, nicht nur als Beobachter, sondern als unmittelbar Betroffener dabei ist, in denen er in der Welterfahrung zugleich sich selber erfährt. Die autobiographische Grundfarbe des Buches ist nicht zu übersehen, übrigens vom Autor auch wenig verborgen: aber es gibt umgekehrt auch nicht eben häufig autobiographisch bestimmte Bücher, die so wenig ichbezogen und ichbegrenzt wirken wie der «Immune». Loetscher hat in diesem Werk eine bewundernswerte Kunst entwickelt, von sich selber zu reden und zugleich Distanz zu sich zu halten; er hält zwar seine persönlichen Erfahrungen für wichtig genug, um sie als Ausgangspunkt eines umfangreichen Buches zu nehmen, aber er lässt sich seine Sicht durch sie weder beengen noch auch diktieren. Und das ist eine schriftstellerische Qualität, die sich im Stil, in den immer wechselnden Formen zeigt so gut wie im Porträt der Hauptfigur. Es gelingt Loetscher beispielsweise, die Familiengeschichte des Immunen dreimal zu erzählen: aus der Perspektive des Kindes, des Vaters, der Mutter – und später noch einmal, in gebrochener Form, in einem Brief an die Schwester. Und er zeigt den Immunen als einen, der zwar die Welt ganz aus seiner per-

sönlichen Erfahrung heraus versteht, aber sich weigert, seine Weltsicht einfach aus seinen persönlichen Lebensbedingungen heraus zu entwickeln. Ein Arbeitersohn und mit finanziellen Problemen vertraut, verschreibt er sich doch nie einer Ideologie, die hier eine Endlösung verspricht (er ist es, der bei einem Besuch in Kuba die kritischen Fragen stellt, während andere aus der gläubig akzeptierten Realität ihre Revolutionstheorie erhärten); und die Abschnitte über die Homosexualität sind so gehalten, als gingen sie den Immunen nichts an. Das ist kein taktischer Trick, sondern enthält die Weigerung des Immunen, die Welt «von jener Minderheit aus, an der er teilnimmt» zu betrachten – «oder wenn schon, dann ist es nur eine mögliche Perspektive, mit beschränkter Haftung».

Gerade von der Konzeption der Hauptfigur her kann man den «Immunen» geradezu als eine Art Gegenpol zu Frischs «Stiller» bezeichnen. Und das ist – bedenkt man die Bedeutung, die dem «Stiller», diesem exemplarischen Protokoll einer Selbstsuche und Selbstverwerfung, in der deutschsprachigen Literatur zukommt – nicht einfach ein zufälliger literarischer Vergleich, sondern bezeichnend für den Stellenwert des «Immunen». Nicht um die Frage der Identität geht es in Loetschers Roman, sondern vielmehr darum, die eigene, in ihrer Komplexität und Schwierigkeit letztlich akzeptierte, aber keineswegs heroisierte Individualität «als Anlass zu nehmen, um von anderen zu erfahren». Und wenn die Hauptfigur einmal, früh im Buch, in den verschiedenen Rollen gezeigt wird, die für ihn in der Gesellschaft denkbar wären (als Intellektueller, Businessman,

politischer Redner, Akrobat), so ist dies weniger ein Indiz der Identitätssuche als das Merkmal eines beweglichen Geistes, der sich nicht festlegen lassen will.

Zu den auffallenden Zügen des Buches gehört denn auch das Insistieren auf der Komplexität der Erscheinungen, vor allem auch des eigenen Wesens: einer höchst unbequemen Komplexität, welche die Illusion, es könne eine Zugehörigkeit zu einer Gruppe, eine Zuordnung unter dem Stichwort einer Ideologie geben, zum vornherein zerstört: «*Hätte er sich zur Deckung bringen wollen einmal ganz und für immer, hätte er in sich selber mindestens eine Minorität unterdrücken müssen. Damit wäre er aber sein eigener Diktator geworden und hätte in sich selber schon ein totalitäres System errichtet.*»

Wer so darauf bedacht ist, in sich selber das spannungsreiche Verhältnis von Majoritäten und Minoritäten in seiner ganzen Kompliziertheit bestehen zu lassen, der wird von selber zum Einzelgänger – was nicht heisst zum Aussenseiter: der Immune lebt nicht abseits, er nimmt teil, steigt auf, gewinnt Position und Einfluss, kann freilich beides auch vorübergehend wieder verlieren; er ist ein Mann, mit dem man rechnet, bei dem man sogar Protektion suchen kann, ohne dass er sich je völlig mit der jeweiligen Rolle identifizierte. Er ist als Individuum unverwechselbar, weil er sich absetzt und auffällt – aber er ist zugleich einer unter vielen (und er akzeptiert dies auch, im Gegensatz zu «Stiller»!), ohne Anspruch auf einen aristokratischen oder genialischen Persönlichkeitsbegriff. Die Lochkarte, der vom Massenzeitalter diktierte Versuch, das Individuum als solches zu erfassen, wird ihm zum Zeichen der Unverwechselbarkeit des Ein-

zelenen. *«Sein Lieblings-Ausweis neben dem Pass war daher die Computer-Karte: eine bestimmte Anzahl von Löchern, in einer bestimmten Anordnung auf einem Stück Papier; wäre eines der Löcher um einen Millimeter daneben gestanzt, hätte die Karte bereits einem andern gehört.»*

Nun lässt sich aber der «Immune» nicht nur als eine Art Gegenpol zum «Stiller» bezeichnen, sondern, und vielleicht mit mehr Recht, als ein Gegenbuch zu jenen Werken, in denen gerade in den letzten Jahren die Erfahrung einer (inneren) Beziehungslosigkeit des Menschen dargestellt wird. Um im Umkreis der deutschschweizerischen Literatur zu bleiben: man kann sich kaum einen grösseren Gegensatz vorstellen als den zwischen dem Roman *«Stolz»* von Paul Nizon, dieser einstimmigen und geradlinigen Beschreibung der Isolation und Lebensferne, und dem Buch Loetschers, dessen formale Verästelung der komplexen, vielgestaltigen Verbundenheit des Immunen mit der Welt entspricht.

Der Immune ist als eine Figur konzipiert, die durch das betroffen wird, was ihn persönlich gar nicht trifft; was geschieht, geht ihn an; er lässt sich seine Welterfahrung auch nicht dadurch bestimmen, dass er als Bürger eines verschonten Landes geboren wurde. In diesem so klaren und realistischen Buch erhalten die Toten und Fernen eine Stimme, und sie reden zum Immunen eine unmissverständliche Sprache: *«Plötzlich stiegen sie in ihm hoch, er hatte sie nicht gerufen und er hätte sie auch nicht gekannt, um sie rufen zu können, er hörte ihre Stimmen, die kamen nicht von aussen und waren in ihm, und es war nicht im Traum ... sie waren unterwegs mit Gepäck und mit*

Hausrat, Auswanderer im Planwagen und Flüchtlinge, die sich im Zwischendeck stritten, sie flüchteten gleichzeitig vor der Dürre, vor dem Eis und der Überschwemmung, sie schleppten ihre Habe und zogen doch mit leeren Händen weiter ... Sie kamen hoch und reklamierten beim Immunen ihre eigenen Erwartungen und Hoffnungen, sie seien in ihm und ein Teil von ihm und er könne sie nicht verleugnen, sie würden ihn nicht in Ruhe lassen, kämen wieder und plötzlich seien sie da.»

Aber der sich so in Zusammenhang mit der Welt und bedrängt von ihren Bewohnern sieht, unfähig, sich auf sein eigenes Geschick und den privaten Kreis zu beschränken, trägt doch an Stelle eines eigenen Namens den Spitznamen: der Immune – und diese Bezeichnung wird für so wichtig gehalten, dass sie dem ganzen Buch, das doch ebenso sehr Porträt der Zeit wie Porträt eines Einzelnen ist, den Titel gibt.

Immunität: diese Eigenschaft zu erwerben, das setzt den klaren Willen voraus, sich vom Leben, den Krankheiten des Lebens, zwar anstecken, aber nicht umbringen zu lassen; eine Abwehrhaltung gegen die Gefahren, die dem drohen, der sich rückhaltlos aussetzt – und auch genügend common sense, zu wissen, wie man sich schützen kann. Allerdings darf der Begriff, wie er von Loetscher durch das ganze Buch in Erzählung und Reflexion entwickelt wird, nicht oberflächlich-banal verstanden werden. Er bezeichnet nicht eine Realität, sondern eher ein Lebensprogramm: kein Immuner ist der Held (der Spitzname ist auch hier, wie zu meist, eine vereinfachende Verfälschung), sondern einer, der immun werden will. Und das wiederum ist nicht identisch mit unempfindlich werden

(das wäre ja nur eine härtere, nicht wehleidige Form der Beziehungslosigkeit); er will überleben, und dies ohne vor Entsetzen zu erstarren, aber auch ohne abzustumpfen.

«*Er begann sich in dem Masse zu immunisieren, als er die Fähigkeit bewahren wollte, zu empfinden und zu agieren.*» Das ist ein Satz, der – und das dürfte bezeichnend sein für das ganze

Buch – in urbaner Geläufigkeit das Selbstverständliche ausser Kraft setzt und an seine Stelle das Überraschende und Widersprüchliche rückt.

Elsbeth Pulver

¹Hugo Loetscher, *Der Immune*, Roman, Luchterhand-Verlag, Neuwied und Darmstadt 1975.

TOD IM SPESSART

Zum Roman «Stolz» von Paul Nizon

Es ist kein schlechtes Zeugnis für ein Buch, wenn man sagen kann, es erkläre sich erst vom Schluss her. Oft ist es ja umgekehrt, dass eine Verflachung eintritt, wenn es für den Autor gilt, die Konsequenzen aus dem zu ziehen, was er sich eingebrockt hat. Paul Nizons Bericht über den Tod des Studenten Iwan Stolz ist in zwei Teile gegliedert¹. Der Entschluss des angehenden Kunsthistorikers, eine Arbeit über van Gogh zu schreiben, markiert den Einschnitt. Bis zu diesem Zeitpunkt lässt er sich «*treiben*». Das ist das Stichwort für den ersten Teil dieses Klein-Romans. Iwan Stolz befindet sich auf der Suche nach seinem Ich, das – wie jedes Ich – eine Rolle ist. Bevor er, durch eine Zufallsbekanntschaft mit einem Doktoranden ermuntert, das Studium der Kunstgeschichte ergreift, betätigt er sich als Bauhandlanger und als Gehilfe einer Firmenbibliothek, unternimmt auch einen befristeten Fluchtversuch nach Kalabrien. Aber: «*Er war auf dem besten Wege, an allem vorbeizutreiben. Er lebte in Erwartungen, aber er lebte teilnahmslos, begriffslos und schlimmer:*

blind.» Auf der Universität schämt er sich, zu den Studenten gezählt zu werden, die «*schnurgerade am Leben vorbei zur täglichen Wissensausgabe*» schreiten und ihre Privilegien pflegen. Das warenhaftige Nebeneinander des Lehrangebots gleicht dem Bild, das Max Frisch in der autobiographischen Skizze des «Tagebuchs 1946–1949» entwirft. In den Vorlesungen wird von lebensfernen Dingen gesprochen, so dass Stolz in einem «*wohligh schläfrigen Zustand*» in den Hörsälen dahindämmert und die auf die Leinwand projizierten Kunstdenkmäler teilnahmslos an sich vorbeiziehen lässt. Auch hier lebt er «*daneben*». Lieber arbeitet er als Werkstudent nachts auf der Bahnpost, wo er die ein- und ausfahrenden Züge beobachten kann. In diesem «*Warteraum*» fühlt er sich zu Hause, wo er jederzeit die Möglichkeit hat, «*einzusteigen*», abzuhausen.

An diesem provisorischen Lebensgefühl ändert auch die Tatsache nichts, dass er, ohne recht zu wissen, wie es geschehen ist, Ehemann und Vater wird. Seiner Frau gegenüber bleibt er der

Fremde, von dem es im zweiten Teil heisst: *«Du sitzt da, als wärst du ein Fremder. (...) Deine Stirn sieht aus wie zugemauert und du dahinter.»* Ehe, Familie, das sind, wie Nizon einmal sagt, *«Einkleidungen»*, die ein anderer für ihn vorgenommen hat. Diese Lebens-Apathie scheint durch die Begegnung mit van Gogh ein Ende zu nehmen. In seinem Werk entdeckt er eine Fähigkeit zur Teilnahme, die an Schizophrenie grenzt, eine äusserste *«Daseinswucht»*. Mit van Goghs Briefen und den winzigen Katalog-Reproduktionen seiner Bilder zieht er sich in den sogenannten *«Glashüttenhof»* zurück, in ein abgelegenes Gehöft im Spessart, in der Hoffnung, hier das richtige Klima für seine Studie zu finden. Doch die Landschaft erweist sich als Todes-Raum. Ein Duft von Verwesung lagert in der Luft, dicke Fliegen kriechen auf den Fenstersimsen, das Haus riecht nach Moder. Bei den Pächtern, einer Familie Widmayer, erlebt er eine gewisse Geborgenheit. Aber die *«Müdigkeit und Wohligkeit»* der andern ist nur ausgeliehen. Es gelingt Stolz auch in der Abgeschiedenheit dieser trostlosen Gegend nicht, in seiner Arbeit Fuss zu fassen. Die Initialzündung bleibt angesichts der briefmarkengrossen Reproduktionen aus. So vertieft er sich immer mehr in die Briefe van Goghs an seinen Bruder Theo und entfernt sich immer weiter von seinem Ziel. Die von Nizon zitierten Stellen lassen deutlich erkennen, auf welche Gegensätze es ihm ankommt: Leidenschaftlichkeit und Passionslosigkeit, Kunst und Nachempfindung, primäre und sekundäre Sinnlichkeit. Stolz ist nun aber gerade kein ausgesprochener Ästhet, der nur im *«Kunstdünger»* Wurzeln zu schlagen vermag, sonst wäre es ihm ein leichtes,

über van Gogh zu schreiben. In anderer Hinsicht könnte man bei ihm von *«Präexistenz»* sprechen, insofern als er zu stolz ist, sich auf eigene *«Lebensumstände»* einzulassen: *«Er, Stolz, hatte noch nie ein bestimmtes Interesse verspürt, weder für Dinge noch für Menschen, nicht einmal für sich selbst – während dieser andere sich geradezu danach verzehrte, etwas Selbstloses und möglichst Opferreiches für seine Mitmenschen vollbringen zu können.»* Die Begegnung mit van Gogh führt zur Erkenntnis der eigenen Nichtigkeit, die Lektüre in diesen trüben Vorwintertagen wird zu einem stummen Zweikampf. In den verschiedenen Abwandlungen des Schlaf-Motivs, das sich durch das ganze Buch zieht, zeigt sich, dass dieser Fremdling im Grunde genommen seine Existenz rückgängig machen möchte, um so vielleicht einen Einstieg ins Leben zu finden. Nizon braucht die Metapher einer *«gläsernen Kapsel»*, durch deren Wände Stolz Schnee und Eisluft atmet.

Der Autor zeichnet gegen Ende des zweiten Teils die Spur eines Verirrten nach, der im Kreis herum geht. Stolz macht die Bekanntschaft eines undurchsichtigen Majors, eines DDR-Flüchtlings, mit dem er an den Abenden zur *«Kahlquelle»* pilgert, wo sie der unter der Fuchtel seiner Frau stehende Wirt mit Anekdoten aus dem Zweiten Weltkrieg unterhält. Solche Geschichten bleiben am Studenten, dessen Geschichtsbewusstsein sich auf eine *«undeutliche Vorstellung von Völkerwanderung und Flüchtlingswesen»* beschränkt, nicht haften. Auch sein Schwiegervater, der Pfarrer, lebt von einer Heimkehrer-Legende, die er immer wieder zum besten gibt: wie er als Hauptmann der Wehrmacht nach der Kapitulation auf

einem gestohlenen Velo durch das verwüstete Deutschland radelte. Novellistische Höhepunkte einer Biographie, ohne Belang für den, der selber keine Lebensgeschichte hat. Stolz, so glaubt man, sei im Spessart von seiner Bahn abgekommen. Aber er hat nie eine Bahn eingeschlagen. Deshalb ist sein Tod eine logische Konsequenz seines Dazwischenseins. Nizon wählt die Todesart, die sich hier aufdrängt: den Kältetod. Ein benachbarter Förster, dem man nachsagt, dass er unter Hitler eine dubiose Rolle als Hütten- und Bordellwart für Parteibonzen gespielt habe, nimmt den Fünfundzwanzigjährigen mit auf die Jagd, weist ihm einen Beobachtungsposten auf einem Hochsitz zu und lässt ihn dann bei einbrechender Dämmerung und zunehmender Kälte im Stich, ob absichtlich oder zufällig, braucht nicht gesagt zu werden. Mit diesem Motiv wird die tödliche Hybris dessen, der sich nie ans Leben verschenkt hat, buchstäblich auf die Spitze getrieben. Der orientierungslose Stolz läuft in der Dunkelheit immer tiefer in den Wald hinein, bis er vor Müdigkeit umsinkt. *«Einmal war ihm, als höre er nach sich rufen. Aber er war zu müde, um zu antworten, viel zu müde, um sich auch nur zu fragen, ob er richtig gehört habe. Er hatte nur noch den einen Wunsch, nicht geweckt zu werden.»* Nicht geweckt zu werden heisst auch, den Weg zur Individuation nicht finden, im Schlummer des Gestaltlosen dahinvegetieren.

Es scheint mir sehr bemerkenswert, dass der Autor der Aufsätze und Thesen

des Bandes *«Diskurs in der Enge»* seine Figur aus dem schweizerischen Raum hinausführt und in den Märchen- und Sagen-Wäldern des Spessart umkommen lässt. Wenn Stolz auch unverkennbar aus helvetischem Holz geschnitzt ist, so wird damit doch angedeutet, dass das Vakuum in ihm selber liegt, das Vakuum dessen, der nicht die Kraft aufbringt, aus dem *«Warteraum»* hinauszutreten in die Schuld der Verwirklichung, der nicht den Mut hat zur *«blindgläubigen»* Hingabe, die er an den mittelalterlichen Steinmetzen bewundert, welche, ohne eine Vorstellung vom Ganzen zu haben, an Ornamenten bosseln, die nach der Vollendung des Baus nie mehr von einem Menschenauge aus der Nähe gesehen werden können. Diese existentielle Problematik stellt Nizon in einer unverkünstelten Sprache dar, in der nüchternen Sprache eines biographischen Protokolls. Sie gewinnt zunehmend an Dichte mit der fortschreitenden Isolation der Hauptfigur. Ich könnte mir denken, dass Nizon, wenn er das Buch noch einmal zu schreiben hätte, Stolz von allem Anfang an in den Spessart verpflanzen und die Erinnerungen an sein Vor-Leben im Sinne eines analytischen Prozesses einbauen würde, damit der Roman noch zwingender als in der vorliegenden Form vom Schluss her gelesen werden müsste.

Hermann Burger

¹ Paul Nizon, Stolz, Roman, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main, Zürich 1975.

HINWEISE

Nationalsozialismus aus Distanz gesehen

Die nicht endenwollende Serie von Publikationen über den Nationalsozialismus ist ein Phänomen, das letzten Endes nicht ganz erklärlich ist. Vermutungsweise spielt auch hier, mindestens am Rande, die berühmte Nostalgie mit, aber sicher auch ein ernsthaftes historisches Bemühen, eine düstere Epoche mit etwas mehr Distanz zu beurteilen, als das in den Jahren nach 1945 möglich gewesen war. Nur: grundlegend Neues und Überraschendes förderte die neueste Nationalsozialismus-Forschung und -Publizistik kaum zutage, abgesehen von wenigen Ausnahmen, die die Regel bestätigen (so etwa die Arbeiten eines Fest oder Maser).

Dass *Joachim C. Fest* zu den Kompetentesten unter den jüngeren Nationalsozialismus-Historikern gezählt werden muss, zeigt die Neuauflage einer bereits 1963 erschienenen Studie. Lange vor der Hitler-Biographie verfasst, gibt «Das Gesicht des Dritten Reiches» immer noch bedeutend mehr her als vieles in allerjüngster Zeit Veröffentlichtes. Fest hat einen Weg gesucht und gefunden, um das Wesen des NS-Systems zu ergründen: er veranschaulicht anhand von Porträts massgeblicher Figuren des Dritten Reiches die Psychologie und Pathologie eines totalitären Staates. (Piper, München 1975.)

Zu diesen Hauptträgern des NS-Staates gehörte auch Heinrich Himmler. Die Veröffentlichung seiner «Geheimreden» – herausgegeben von *Bradley F. Smith* und *Agnes F. Peterson*, mit einer Einführung von *Joachim C. Fest* – ist insofern verdienstlich, als sich in der

Gestalt des Gestapo- und SS-Chefs die mörderische Mixtur aus Spiessbürgertum, Perversität und Grössenwahn, die die Ideologie des Dritten Reiches ausmachte, geradezu konzentriert hat. (Propyläen, Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1974.)

David Irving – der ebenfalls mit mehreren Werken über das nationalsozialistische Deutschland hervorgetreten ist – wertet in seiner neuesten, fast 900 Seiten umfassenden Darstellung «Hitler und seine Feldherren» eine Unmenge bisher unveröffentlichter Tagebücher, Briefe und Dokumente aus dem Personenkreis des Führerhauptquartiers aus. Resultat: eine minutiöse Chronik des Zweiten Weltkrieges, wie er sich von der unmittelbaren Umgebung Hitlers aus präsentierte. Irving komplettiert damit zweifellos das bisher schon Bekannte – mehr vermag seine Fleissarbeit jedoch nicht zu bieten. (Ullstein, Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1975.)

Nachdem die Person Hitlers lange im Mittelpunkt der neuesten Forschungen stand, scheint sich nun die Aufmerksamkeit vermehrt auf die Umgebung, die Vasallen des «Führers», zu verlagern. Mit dem Buch «Göring» hat *Leonard Mosley* einem der getreuesten Paladine Hitlers eine Biographie gewidmet. Warum auch nicht? Auch die Lebensgeschichte mediokrer Mieslinge kann unter Umständen eine nähere Betrachtung lohnen. Ob es aber von historischem oder gar allgemeinem Interesse ist, zu erfahren, welche Speisen der Reichsmarschall am meisten schätzte oder in welche Phantasieuniformen er besonders vernarrt war, bleibe dahingestellt. (Desch, München 1975.)

Umdenken der Städteplaner

Mindestens seit Mitscherlichs Pamphlet über die «Unwirtlichkeit unserer Städte» (vor etwa zehn Jahren erschienen) ist Städtebau und Städteplanung zu einem über die Fachkreise hinaus diskutierten Thema geworden. Die Allgemeinheit ist nicht mehr gewillt, die Krise ihrer Städte als unabänderliches Schicksal hinzunehmen. Der heutige Stadtbewohner hält nichts mehr von einer bis vor kurzem als natürlich empfundenen, ungezügelter Expansion der Agglomerationen. Ebenso aber misstraut er schönen Stadtutopien und unrealistischen planerischen Sandkastenspielen. Die Entwicklung, die sich in den Köpfen der Experten vollzogen hat, scheint eine ähnliche zu sein; ein Beispiel dafür ist der renommierte amerikanische Städteplaner *Victor Gruen*. Sein neues Buch «Die lebenswerte Stadt» enthält sozusagen die Essenz neuester städtebaulicher Anschauungen. Auffällig ist dabei – unter anderem – die Parallele zum politischen Denken unserer Tage: die Wende von einem allzutechnischen Ingenieursdenken zu einem gewissen «Wertkonservatismus», der wieder entdeckt, für wen eine Stadt eigentlich da sein sollte – für ihre Bewohner nämlich. So tauchen denn bei Gruen (und nicht nur bei ihm) Begriffe auf, die den Planern einer gar nicht fernen Vergangenheit recht fremd gewesen sein müssen: lebens- und lebenswerte Stadt, massgerechte Gesellschaft, Gemütlichkeit, Nachbarschaft. Man täusche sich aber nicht: Gruen ist kein Romantiker, im Gegenteil – die Abwendung vom technologischen Fachidiotentum ist heute, wenigstens im Planerischen noch, ein progressiver Akt. Mit anderen Worten: Gruen fordert

einen radikalen Bruch mit manchen zwar längst sinnentleerten, aber immer noch praktizierten Verhaltensweisen, im besonderen in der Organisation des Verkehrs, der Zonenplanung und -separierung, den Einkaufszentren. Dazu liefert er nebenbei auch ein uns naheliegendes, weil schweizerisches Beispiel: ein von ihm geplantes «multifunktionales Zentrum» stiess auf den Widerstand der Bauherren – so entstand dann (gegen den Willen des Planers) das, was Gruens Thesen heute diametral widerspricht: ein monströses Einkaufszentrum auf der grünen Wiese ...

(List-Verlag, München 1975.)

Strauss und Deutschlands Zukunft

«Deutschland Deine Zukunft» – das neue Buch des CSU-Vorsitzenden *Franz Josef Strauss* (laut Seewald-Verlag «politisch führende Kraft der Bundesrepublik») trägt einen anspruchsvollen Titel. Die Erwartung aber, Konstruktives oder Zukunftsweisendes zu erfahren, wäre gründlich verfehlt. Ingredienzien wie vager Liberalismus im wirtschaftlichen Bereich und strammer Konservatismus in der Innen- und Sozialpolitik ergeben allein noch kein Programm – auch dann nicht, wenn das alles, wie nicht anders zu erwarten, mit viel Demagogie und Schwarzweissmalerei vorgetragen wird. Was die aussenpolitischen Ideen des Autors betrifft, sind sie teilweise derart, dass man hoffen muss, Strauss nicht eines Tages als deutschem Aussenminister zu begegnen. Der bayerische Politiker scheint sich in eine Sackgasse verrannt zu haben, die seinen Horizont verstellt.

(Seewald-Verlag, Stuttgart-Degerloch, 1975.)

Kandinskys Zeichnungen

Als vierter Band der Graphik-Serie der Du-Mont-Dokumente erscheint der Essay von *Pierre Volboudt* in deutscher Übersetzung. Den knapp vierzig Seiten Text folgen die Reproduktionen von hundert Zeichnungen des Künstlers, chronologisch angeordnet und einen Zeitraum von 1903 bis 1944 umspannend. Es beginnt mit Figuren und Landschaften, mit Studienblättern zunächst, aber auch mit interessanten Abkürzungen wie zum Beispiel die Skizze «Gabriele Münter in St. Cloud» von 1906, in der die Reduktion des Bildinhaltes auf Zeichen und Formen sich ankündigt. Es ist für den Kunstfreund wie vor allem für den Studenten ausserordentlich instruktiv, den Weg Kandinskys anhand des graphischen Werks zu verfolgen. Deutlich heben sich Wandlungen und neue Anfänge ab. Der Aufbau des Bandes, analog zu den drei vorausgegangenen der Reihe, eine relativ kurze, konzentrierte Einleitung und eine reiche Dokumentation in Form von Reproduktionen, bewährt sich aufs beste (Verlag DuMont Schauberg, Köln).

Der Kubismus

In zweiter Auflage ist in der Reihe der DuMont-Dokumente das Buch von *Edward Fry* über den Kubismus erschienen. Als Herausgeber zeichnet *Werner Haftmann*. Den Darstellungsprinzipien der Reihe entspricht es, dass vor allem Originaltexte und Dokumente sprechen sollen. So liegt denn hier eine Quellensammlung zur Geschichte und zur Entwicklung des Kubismus vor. Texte von Apollinaire, Braque, Gertrude Stein,

Léger, Daniel-Henry Kahnweiler, Juan Gris, Cocteau, Picasso und vielen anderen aus den Jahren von 1905 bis in die zwanziger Jahre machen den Leser mit den Problemen und der Denkart bekannt, die zum Kubismus geführt haben. Es bleibt ihm überlassen, die Erscheinung in den grösseren Zusammenhang einzuordnen. Tatsächlich ist die «neue Sprache der Malerei» (Kahnweiler) ein Zeichen für Umbrüche, die mehr bedeuten als die Schwankungen der Richtungen und Stile im Ablauf der Generationen. Es ist darum auch hochinteressant, am Beispiel der zahlreichen Zitate aus Kunstkritiken, aus Ausstellungsbesprechungen der Zeit nachzusehen, wie aufmerksame und sensible Zeitgenossen auf die Erscheinung reagiert haben. Von besonderer Bedeutung sind natürlich die Reproduktionen, schwarz-weiß und farbig, viele als ganzseitige Tafeln (Verlag DuMont Schauberg, Köln 1974).

Probleme und Gestalten

Unter diesem Sammeltitle gibt *Richard Alewyn* Studien, Referate und Essays aus beinahe fünfzig Jahren heraus. Die früheste Arbeit, die in den Band Aufnahme fand, ist ein Zeitungsartikel über Angelus Silesius aus dem Jahr 1927, die neuste eine Doppelrezension von 1974. Aufsätzen über das Theater folgen Kapitel, die sich historischen Gestalten zuwenden. Die Lektüre des Bandes ist abwechslungsreich und anregend. Hier hat ein Universitätslehrer die Form und den Ton gefunden, sich jederzeit verständlich zu machen, und da er in seine Untersuchungen auch Dinge einbezieht wie den Ursprung und die Anatomie des Detektivromans, dürfte sich

sein Leserkreis weit über die engeren Fachgenossen hinaus ausdehnen (Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1974).

Goethes Farbenlehre

Zu seiner Zeit galt Goethes Farbenlehre als die Theorie eines Aussenseiters und Dilettanten, wenigstens in Kreisen der Naturwissenschaft, die auf Newtons Lehre gründeten. Aber Goethes Ausgangspunkt war eben nicht die physikalische, quantitative Bestimmung, sondern die ästhetische. Er verliess sich auf den «Sinn des Auges», beschrieb «Erscheinungen» und «Hauptphänomene» und entwickelte eine Theorie, auf die er – einem Wort zu Eckermann zufolge – weit mehr stolz war als auf alles, was er als Poet geleistet hatte: «Dass ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der einzige bin, der das Rechte weiss, darauf tue ich mir etwas zu gute, und ich habe daher ein Bewusstsein der Superiorität über viele.» Das klingt etwas überheblich; aber aus heutiger Sicht muss die Farbenlehre des Dichters durchaus als eine wichtige und auch heute noch gültige Theorie gewertet werden. In der Reihe der *DuMont-Dokumente* gibt *Johannes Pawlik* in einem durch Farbtafeln bereicherten Band eine Textauswahl, der er eine instruktive Einführung voranstellt. Die verschiedenen Ausgangspunkte zur physikalischen Optik und zur ästhetischen Farbenlehre – der Gegensatz zwischen Newton und Goethe –, die Gliederung von Goethes Farbenlehre, seine Absicht und schliesslich die Bedeutung der

Farbtafeln werden erklärt. Darauf folgen dann ausgewählte Kapitel aus Goethes Farbenwerk. Das Buch wird den Künstler ebenso wie den Kunsterzieher nicht nur über eine wichtige Farbentheorie informieren, sondern beiden als Arbeitsgrundlage wertvoll sein (Verlag DuMont Schauberg, Köln).

Nestroy

In der Geschichte der Neuentdeckung und Interpretation Nestroys spielt der 1902 in Wien geborene *Franz H. Mautner* eine gewichtige Rolle als Neuherausgeber der Werke wie als Nestroy-Forscher. Er hat sich früh für eine Deutung eingesetzt, die in Nestroy weit mehr als den Verfasser humorvoll harmloser Volksstücke sieht, nämlich einen genialen Meister der Satire, der «zynischen» Desillusionierung, des Grotesken. Inzwischen hat der neu entdeckte Nestroy seine Wirkung auf die zeitgenössische Dramatik ausgeübt, und aus der lebendigen Theaterproduktion wuchsen dem Nestroy-Forscher wiederum neue Erkenntnisse zu. Das neue Buch Mautners will den ganzen Nestroy darstellen in allen seinen Facetten. Es enthält sowohl eingehende Werkin-terpretationen, die besonders auch der Sprachstruktur gelten, als auch eine knappe Wirkungsgeschichte unter Einbezug von Ionesco, Brecht, Dürrenmatt und Handke. Das Buch enthält neben fünf Faksimiles 36 Abbildungen und darf als eine der massgebenden Zusammenfassungen einer spannenden und wandlungsreichen Forschungsarbeit gelten. Es ist im Verlag Lothar Stiehm in Heidelberg erschienen.